

Der Satellit
erscheint Montag,
Mittwoch und
Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kron-
städter Zeitung kostet
halbjährig 5 fl. mit
Post 6, ins Ausland
6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 55.

Montag, den 10. Mai.

1858.

Der Nothpennig.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

(Fortsetzung.)

Er ging nun seiner Wege und wie es in solchen aufgeregten Stimmungen bei ähnlichen Naturen, zu geschehen pflegt, in ganz entgegengesetzter Richtung seiner früheren guten Vorsätze, eines neuen Fehlers sich schuldig zu machen. Er stürzte in einem Brantweinladen, den er bisher immer gemieden, einige Gläser feurigen Gistes zur Betäubung seines Aergers, seiner Sorgen, hinunter.

Aber alle Schuld rächt sich auf Erden!

Während der Berauschte auf dem Heimwege in dem süßen Rachegefühl der phantastischen Vorstellung schwelgte, als Gewinner des großen Looses in einer glänzenden Kutsche bei Frau von Lohmen vorzufahren und in derben Worten ihr den Text zu lesen, trat ein nüchtern Mann ihm entgegen, der seinen Zustand bemerkend, ihm ziemlich derb an die Schulter fassend, mit den Worten anredete:

— „Ei Meister Siering, Sie haben wohl alle Taschen voll Geld, daß Sie nicht wissen wohin damit, und es in den Schnapsladen tragen. Vorher aber hätten Sie Ihre längst fällige Schuld bei mir abtragen sollen. Sie kommen mir, wie Sie da sind, gerade gelegen, Ihnen zu erklären, daß ich nicht länger mit Ihnen Geduld haben kann und Maßregeln zur Erlangung meines Geldes treffen werde.“

Diese Drohung schlug in Heinrich zwar den Kausch nieder, aber der Gläubiger hörte nicht auf seine Versicherung, daß er ihn in Kurzem redlich bezahlen werde, und ging kopfschüttelnd von dannen.

Mit Herzpochen sah Marie der Heimkehr ihres Mannes entgegen, für den sie, wenn er auch, wie sie fürchten mußte, keine gute Nachrichten in neuer Arbeitsbestellung mitbringen sollte, doch eine erheiternde beschwichtigende Mittheilung in Betto hatte.

Allein diese erwies sich als eine bittere Täuschung, als Heinrich beim Eintritt ihr sogleich erzählte, er habe sich so eben entsetzlich über den Holzhändler geärgert, der unterwegs ihn festge-

halten, auf Bezahlung seiner Schuld gedrungen, was ihm jetzt nicht möglich sei, da Frau von Lohmen, obwohl zufrieden mit seiner Arbeit, geäußert, daß sie ihn vor der Hand nicht in Nahrung setzen, also auch keinen Vorschuß zahlen könne.

— „Mein Gott,“ — erwiderte Marie, weniger von dem Schluß, als dem Anfange des niederschlagenden Berichtes ergriffen — „wie kann denn Herr Schulze, der Holzhändler, so plötzlich anderes Sinnes geworden sein? Es ist kaum eine halbe Stunde her, daß er hier war, um nach Dir zu fragen, Dich an Deine Verpflichtung zu mahnen, was aber in einem gar milden Tone geschah. Und als ich ihn um Nachsicht bat, was ich in beweglicher Weise that, sicherte er sie mir zu. Der Anblick der Kinder mochte dazu beigetragen haben. Er streichelte die Kleinen, als sie ängstlich zu ihm ausblickten, gab mir die Hand beim Abschied und sagte: Nun, wenn Ihr Mann so rechtschaffen und brav ist, wie Sie ihn rühmen, weder dem Spiel noch dem Trunke ergeben, will ich schon noch eine Weile Geduld mit der Bezahlung haben, ja vielleicht noch einigen Credit geben, wenn er neue Vetter brauchen sollte. Wie froh war ich darüber, wie freute ich mich, Dir dies zum Troste mittheilen zu können.“

— „Nun laß nur nicht gleich die Flügel hängen!“ — ermahnte Heinrich — „die Menschen sind einmal alle veränderlich wie der Wind. Deine Schutzpatronin gehört auch zu der Sorte. Man muß sich auf sich selber verlassen.“

Ein tiefer Seufzer aus der Brust der armen Frau antwortete dem Philosophen.

Aber nicht lange, und mit verschränkten Armen saß er da wie ein Tieffinniger, auf einen Fleck starrend, dann auffahrend mit dem Ausruf: „O könnte ich doch mein ganzes Handwerkszeug zum Fenster hinauswerfen!“

Von diesem Vorsatz erschreckt aber baten die ältesten Kinder: „Mein Vater, thue das nicht, mache uns erst ein Särgelein für unsere Puppe, die ist gestorben, da hast Du gleich eine Arbeit.“

Und der Vater that ihnen mit schmerzlich bitterem Lachen den Willen, aber nicht die Mutter, die ihnen wehrte, die Puppe zu begraben, was nach solchem Kinderspiel ein wirkliches Begräbniß zur Folge habe.

Der drückende Nothstand wurde nach Verlauf einer Woche durch Vermittelung der armen Lindner gemildert. Sie verschaffte ihrem Freunde durch Anpreisung seiner guten und billigen Arbeit

einigen Verdienst in den Häusern, wo sie als Aufwärterin dazu Gelegenheit gefunden.

Am glücklichsten war Marie darüber und als eines Abends ihr Mann bei der Einnahme einiger Groschen äußerte — „Ja, wenn es Thaler wären, und ich sie für den Klapperstorch, der wohl nächster Tage einkehren wird, zurücklegen könnte“ — fiel sie hastig, vorschnell ein — „Ich habe Sorge dafür getragen. Der Nothpfennig liegt schon zu der Ausgabe, wenn auch etwas angebrochen, in der schwersten Zeit, da.“

— „Wie, einen Nothpfennig hast Du zurückgelegt? liebe Seele!“ — fragte Heinrich, sehr angenehm davon überrascht — „Aber wie hast Du dies angefangen? Ich bin ganz wißbegierig darauf.“

— „Ach, von vielem Wissen thut einem der Kopf weh. Sei jetzt zufrieden, zu hören, daß ich so fürsorglich gewesen bin. Wie, das wirst Du schon zu seiner Zeit erfahren.“

— „Nun meinethwegen sei es auch fernerhin so, ich habe nichts dagegen. Aber jetzt laß Dich küssen, daß Du mir den Stein der Sorge von der Brust gewälzt!“

Wie aber hatte ein Dank, eine Liebesung ihres Mannes die Frau weniger als heut erfreut.

Zu seiner Freude aber übergab sie ihm am folgenden Abende den Nothpfennig, zu dessen Anwendung schon am nächsten Morgen die Zeit eintrat.

Nicht aber konnte die Wöchnerin, wie sie gehofft, schon am dritten Tage aufstehen, wie dies bei gesunden Frauen ihres Standes gewöhnlich zu geschehen pflegt, und ihre wirtschaftlichen Geschäfte wieder versehen. Sie fühlte sich zu schwach dazu, fiebert fortwährend und ihren brennenden Durst vermochten weder Thee noch Wasser zu löschen.

Da ging Heinrich aus, mit dem stillen Vorsatz, ihr eine zureichendere Erquickung zu holen, obgleich sie nicht darnach verlangte, aus Scheu vor der Ausgabe, ja wenn sie seine Absicht geahnet, ihn davon zurückgehalten haben würde. (Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß der Seidenzucht auf das Volkswohl.

II.

Kein Geschäft erfordert weniger Betriebskapital als die Maulbeerbaum- und Seidenkultur! 1000 Maulbeerbäumchen auf einem kahlen Raume des Hofes, des Gartens und den Grenzen des Eigenthums genügen. Das Land der Seidenzucht kann leicht die problematische Wohlthat aller in- und ausländischen Creditanstalten entbehren. Sicherer als diese Institute bewahrt die Seidenzucht den Staat vor Geldkrisen und Banquerotten. Nach Beendigung des lombardisch-venetianischen Krieges lösten England, Frankreich, Deutschland und Wien Italiens Seide gern gegen bares Gold und Silber ein.

Die Seidenzucht ist auch der Hebel der Sittlichkeit in den unteren Klassen — sie schützt vor Liederlichkeit und Ausschweifungen durch die nahe Aussicht auf dauernde Verbindung — sie för-

dert Ehen und Familien — und bevölkert nicht die Todeshallen der Findelhäuser. Italien zeigt unter allen Provinzen Oesterreichs das lobenswertheste Minimum unehlicher Geburten.

Ja! thäte das übrige Oesterreich in der Seidenkultur den Lombarden und Venetianern gleich, wie ganz anders stände es um den Wohlstand Oesterreichs. Statt 48 Millionen Gulden Goldes, welche Mailand und Venedig alljährlich aus dem Auslande für dieß einige Produkt ihres Bodens beziehen, könnte Oesterreich 2—300 Millionen jährlich beziehen, und somit alle Passiva seines Handels für Colonial-Waaren, Luxus-Gegenstände, Manufakturen und Maschinen mehr als ausgleichen. Gesamt-Oesterreich würde zehnmal so viel Seide erzeugen, als es eben erzeugt, wenn es allenthalben, wo das Klima es gestattet, Maulbeerbäume pflanzte, und Seidenwürmer mit lombardischer Energie und Intelligenz zu erziehen lernte. Auch in Italien gedeiht nicht überall die Maulbeerbaum- und Seidenzucht. Der Provinz Sondrio und Belluno, dem nördlichen Friaul und Bergamo sind Maulbeerbäume fremd oder nur selten dort, daher diese Provinzen auch die ärmsten des sonst reichen Landes. Nur wo die goldene Weintraube reift, und der Mais das tägliche Brod bietet, grünt auch der Maulbeerbaum lebhaft und webt auch lustig der Seidenwurm. Und überall, in der ganzen Monarchie, wo Rebe und Mais erblüht, hält auch der Maulbeerbaum und der Seidenwurm aus. Selbst in Böhmen und Mähren gibt es Gegenden, wo Seidenzucht lohnen könnte. Oesterreich und Steiermark eigneten sich schon mehr dazu, am meisten aber Ungarn, das die Karpathen, so wie Italien die Alpen, vor der Nordluft schützen, und insbesondere Ungarns alte Glieder, Kroatien, das Banat, die Woivodina, Siebenbürgen. In allen diesen Distrikten könnte in einem halben Menschenalter das Seidengeschäft so blühend sich gestalten, wie ich es in der Provinz Padua unter meinen Augen gedeihen sah, von unbedeutendem Anfang im Jahre 1820 bis zum Anfang seiner Blüthe 1836 und 1840.

Als ich nach Padua kam, gewann es mit seiner Seide 40 bis 50 Tausend jährlich, als ich es 25 Jahre später verließ, brachte ihm die Seide schon jährlich $4\frac{1}{2}$ bis 5 Millionen Gulden ein.

Seitdem datirt Padua's Prosperität in jedem Fache, in jeder Schichte. Padua, das früher spottweise Italiens Böötien hieß, kann man süglich oder wird es wenigstens bald Italiens Attika nennen dürfen, dessen Wiesen Milchbäche durchschlängeln, dessen Bäume im goldenen Schein der Seidenspinnste erglänzen. Nirgends zeigte sich die Wohlthat der Maulbeerbäume und Seidenzucht so schnell, so auffallend, so segensreich, als eben in Padua; denn nirgends war sie so sehr vernachlässigt, als in Padua und sonderbar, als Padua noch wenig Seide erzeugte, kostete ein Pfund Cocons 50 bis 60 fr.

Dies zur Antwort auf die Concurrnz ihre Preise so herabdrücken, daß der Gewinn nur schlecht die Mühe lohnte.“ Dieser Satz, der sonst wahr sein mag, erleidet bei der Seidenerzeugung doch offenbar eine Ausnahme; weil mit der Vermehrung der Seidenzucht die Seidenspinnereien, die gewöhnlich mehr Lohn als die Seidenzucht selbst versprechen, sich mehren, und dadurch die Concurrnz für den Cocons-Ankauf bedeutend steigern.

Auch mehrt sich mit der vermehrten Seidenerzeugung der Bedarf an Seidengeweben. Vor 300 Jahren wog man Seide mit Gold auf. Seidenkleider trugen damals meist nur Königinnen und Prinzessinnen oder florentinische Wollhändler und lombardische Wechsler und Rittersfrauen, und gingen seidene Gewänder meist von der Tochter auf die Enkelin über. Heutzutage ist wohl selten Rock und Frack ohne Seidensfutter, und Handwerksburschen tragen seidene Hals- und Taschentücher. — Und welche von den Frauen ist wohl so unglücklich, heutzutage nicht ein paar Seidenkleider zu besitzen?

Seide, massenhaft erzeugt und verwendet, muß selbst auf die Weltereignisse Einfluß üben — gleich dem Dampf — denn sie wird immer mehr die stets mißmenschwangere Baumwolle aus der Welt verdrängen, und dadurch wahrscheinlich auch mitwirken zur Emancipation der österreichischen Märkte von Englands und Amerikas Baumwollen-Überschwemmung. Und verliert Amerika seinen Baumwollengewinn, so sinkt sicher auch der Sklavenwerth im Lande. Und ist dies einmal geschehen, wer kann dann wohl voraussagen, was aus diesem Land sich gestaltet.

Ja in der Seitenkultur liegt ein wunderbarer Keim der Zukunft, der zur welthistorischen Glorie das Reich beruft, das an die Spitze dieser segensreichen Kultur zu rechter Zeit sich stellt.

Sardinien und Frankreich.

Die Blicke Europa's bleiben fortwährend auf Italien hingewandt, als bereite sich dort ein politisches Erdbeben vor, dessen Erschütterungskreis weitreichend werden würde. Nun sagt man zwar, die französische Nation und der Kaiser selbst bedürften zuweilen einer Emotion; geht man jedoch der Sache genau auf den Grund, so ist dieses Bedürfnis einer Emotion ganz besonders in den Redaktionsbureaux der Zeitungen rege. Die Zeit ist arm an Begebenheiten; die großen Ereignisse verlieren sich im Sand. Der indische Aufstand, der die englische Macht zu erschüttern drohte, neigt sich seinem Ende zu; Kanton ist mit leichter Mühe erstürmt worden; der Gegensatz zwischen den abgetretenen und den neuen Ministern in England ist zu gering, um hitzige Parteikämpfe zu versprechen, und wenn die Tories sich mit Vorsicht und Unsicherheit bewegen, so ist das natürlich, da ihnen eine gesicherte Majorität im Unterhause fehlt; in Preußen schleppen sich die Dinge im alten Gleise fort, ohne eine Entscheidung zu gewinnen; die Quengeleien zwischen Oesterreich und Preußen fangen an, höchst unergötzlich zu werden; und die ewigen Anstachelungen der Presse zu heftigen Schritten gegen Dänemark werden endlich ebenfalls ermüdend. Soll das zeitungslisende Publikum in einiger Spannung erhalten werden, so bleibt zuletzt nichts übrig, als Italien, das den Stoff für eine große Völkertragödie in seinem Schooße tragen soll. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich dort nichts weiter als eine Cavoursche Fehlgeburt erwarte. Dieser Staatsmann hat noch weit mehr als der Kaiser der Franzosen Emotionen vonnöthen, wenn er die zum großen Nachtheil des Landes zeither angewandte Macht länger behaupten will. Zwei Hebel hat er in jüngster Zeit für diesen Zweck in Thätigkeit gesetzt.

Obgleich das in Frankreich herrschend gewordene System den Idealen der Italiener noch ungleich weniger entspricht, als die Verwaltung Oesterreichs, warf sich Graf Cavour doch jener Macht unbedingt in die Arme, indem er von daher Unterstützung für seine Eroberungsfüchtigen Pläne erwartete. Seine Landsleute sollten für die Fügsamkeit in fremden Willen durch die Mitwirkung der ganzen Waffenmacht Frankreichs getränkt werden. Für einen so hohen Preis wird aber der Kaiser der Franzosen die Durchbringung einiger polizeilichen Sicherheitsmaßregeln nicht erkaufen wollen. Das Königreich Sardinien zu vergrößern, kann nicht der Zweck sein, dem Frankreich stromweise sein Blut und sein Geld opfern möchte. Es müßte über die Häupter in Sardinien und ganz Italien hinwegschreiten wollen, wenn es sich zu einem großen und gefährvollen Kriege entschloße. Der erste Napoleon hieß „Kaiser der Franzosen und König von Italien“; Rom war eine französische Stadt, nach der sein Erbe genannt wurde; er gebot über die ganze Halbinsel theils unmittelbar, theils durch seine Schutzbefohlenen. Darin läge eine Wiederbelebung bonapartistischer Traditionen, wenn sie anders unter ganz veränderten Verhältnissen in Europa durchzuführen wäre. Mit einer solchen Schöpfung wäre aber den Italienern grade so wenig gedient, als den Franzosen mit einer Bereicherung Sardinien's. Um aber doch glauben zu machen, daß das Unnatürliche möglich sei, erschien ein zweiter Brief Orsini's in der amtlichen Zeitung von Turin, der angeblich aus den Tuilerien stammen soll. Es ist wahr, man hat bis jetzt in Paris zu dieser Behauptung geschwiegen, doch ist es noch unentschieden, ob nicht dennoch eine unliebsame Berichtigung wie die eines Schreibfehlers des englischen Legationssekretärs Edward Morris Erskine, der abberufen worden ist, nachfolgt. Die Hoffnung auf englische Unterstützung ist grausam getäuscht worden, und mit Frankreich wird es nicht anders sein. Dieser Glaube verbreitet sich selbst in Italien. Die hochtrabende Sprache, welche Graf Cavour gegen Neapel führte — und darin bestand sein zweiter Hebel — hatte ihren Grund in dem Vertrauen auf westmächliche Hilfe. England hat diesen Wahn zuerst zerstört, und Frankreich schickt sich eben zu einer Ausgleichung mit Neapel und zur Herstellung der diplomatischen Verbindung mit diesem Hofe an. Die Cooperation gegen Neapel sollte die Feuerprobe der sardinischen Allianz sein. Graf Cavour, der nicht mit der Anklage der Verletzung eines klaren und unbestreitbaren Rechts gegen Neapel auftreten konnte, mußte wissen, daß König Ferdinand, der auf seine Würde eifersüchtigste Monarch, welcher den Bruch mit den überlegenen Westmächten nicht gescheut hatte, um sich fremdem Machtgebot nicht zu unterwerfen, sich noch weniger durch sardinische Drohungen einschüchtern lassen würde. Eine freundlich geführte Unterhandlung würde ihn eben so bereitwillig gefunden haben, den Cagliari herauszugeben, wie er die englischen Maschinisten desselben in Freiheit gesetzt hat, allein abtrozen wollte er sich das Schiff nicht lassen. Darauf hoffte auch Graf Cavour nicht, und seine gegen Neapel geführte Sprache hatte vielmehr den Zweck, die Dinge aufs Aeußerste zu treiben. Nun ihm die Hilfe der Westmächte und insbesondere die Frankreichs entgeht, ist er kompromittirt, denn mit den alleinigen Kräften Sardinien's kann er den Krieg gegen eine doppelt stärkere Macht, welche die Sache ernst nimmt und zu Land und zur See

rüftet, nicht wagen. Wenn nun, so sagt sich jedermann in- und außerhalb Italiens, Frankreich seine Mitwirkung gegen eine schwache Macht versagt, wird es da wohl zum besten Sardinien sich mit dem ungleich mächtigern Oesterreich verfeinden und einen Weltbrand entzünden wollen, dessen Ausgang sehr verhängnißvoll werden dürfte? Auf diesem gewiß sehr natürlichen Raisonnement beruht meine Ueberzeugung, daß in Italien keineswegs erschütternde Ereignisse zu erwarten sind, und diese Besorgniß sich als ein Blendwerk auflösen werde. Ein Wort, vom französischen Throne ausgesprochen, würde dasselbe augenblicklich zerstören und Frankreich hieraus für sich selbst den größten Nutzen ziehen. Die Geschäfte in diesem Lande stocken allgemein. Die Fabriken stehen still oder werden schwach betrieben, weil der Absatz fehlt, mehr noch im Innern als nach Außen; selbst aus den Hafenstädten ertönen bittere Klagen. Die Course wollen sich nicht heben und die Baisse gleicht einer Zwischmühle. Wird sie an der einen Stelle durch künstliche Mittel vertrieben, so macht sie sich an einer andern nur um desto schlimmer fühlbar. Dieser unbehagliche Zustand wird so lange dauern, bis ein Wort aus dem Munde des Kaisers die Nation über ihre Zukunft beruhigt, und sie die Ueberzeugung gewinnt, daß sie ihren friedlichen Beschäftigungen unbesorgt vor störenden Kriegstürmen nachgehen darf.

Conzert des Fräulein Suck.

Kronstadt, 7. Mai. Das Conzert der jungen Cellistin, Fräul. Rosa Suck, welches gestern im Saale des evang. Gymnasiums stattfand, bot uns willkommenen Gelegenheit, eine jugendliche Künstlerin zu hören, die jetzt schon eine bedeutende Stufe künstlerischer Vollendung erreicht hat und für die Zukunft zu noch schöneren Erwartungen berechtigt. Es sei uns erlaubt, mit wenigen Worten einige Vorzüge ihres gediegenen Spieles auf jenem für ein Mädchen höchst schwierigen Instrumente anzudeuten. Das Violoncell bedarf männlicher Kraft; und in der That vermisst man diese bei Fräul. Suck wenig; sie beherrscht ihr Instrument mit einer für ihr Alter wirklich bewundernswürdigen Festigkeit der Hand. Ferner ist der Ton, den sie ihrem Instrumente entlockt, durchgängig rein und glodenhell. Namentlich gilt dies von ihrem Flageolet-Spiele. Wer mit der Beschaffenheit eines Streichinstrumentes vertraut ist, weiß, daß man um kein Haar breit den Sitz der Flageolet-Töne verschleifen darf, wenn nicht jenes unangenehme Pfeifen des Tones den Zuhörer verlegen soll. Bei Fräul. Suck war die Reinheit jener Töne, namentlich in der zweiten Pieve, wo auch nicht ein einziger Fehlschlag, wahrhaft entzückend. Rechnen wir hiezu noch die Deutlichkeit ihres Spieles in den schwierigsten Passagen, selbst auf den 2 drahtüberspannenen Saiten, wobei bei den meisten Cellisten ein unangenehmes Knurren den schönen Klang des Instrumentes stört, ferner ihr ausgezeichnetes legato, portamento in den Gesangstellen, ihr nettes staccato, so dürfte

in diesen wenigen Zügen die Richtigkeit unseres oben ausgesprochenen Urtheils seine Begründung finden. Es soll hiebei nicht wie ein Tadel klingen, wenn wir die sichere Hoffnung aussprechen, daß die Elemente jenes seelenvollen, gewaltig das Gemüth ergreifenden Spieles, die in Fräul. Suck's Leistungen so schön sich zu entfalten beginnen, deren vollkommene Reife aber, wie natürlich mit der erst reiferen Jahren vorbehaltenen volleren Ausbildung des Gefühls überhaupt, eng verschwistert ist, einst, und zwar recht bald, ihre volle Entwicklung erlangen werden. Möge die jugendliche Künstlerin in ihrem jetzt schon mit so schönen Erfolg gekrönten Streben mit unausgesehmem Eifer fortfahren; wir halten sie für berufen, in späteren Jahren den Verehrern der Musik Genüsse zu bereiten, deren Andenken ein bleibendes auch für kommende Zeiten und für die Geschichte der Musik sein wird. Die Natur hat ihr in der Person ihres Vaters, Herrn Leopold Suck, Professors am Conservatorium der Musik und ersten Cellisten des Nationaltheaters zu Pesth, eines der ausgezeichnetsten Cellisten der Gegenwart, einen gebiegenen Lehrer gegeben, dessen Bemühungen wir auch fernerhin von Herzen einen glänzenden Erfolg wünschen.

Fräulein Suck spielte: 1., eine Fantasie über ein russisches und ein irländisches Thema von A. Franckomme; 2., eine Musetti von J. Offenbach und 3. ungarische Klänge von L. Suck. Die Zwischenpiegen: Ein Streichquartett von Dnslow, ein Vocalquartett von Cherubini, ein Tenorlied mit Brummquartett-Begleitung von Gumbert und eine Arie aus „Acis und Galathea,“ von Händel, wurden sämtlich beifällig aufgenommen. Insbesondere gilt dies von der letztgenannten Arie, gesungen von dem beliebten Baritonisten, Herrn Boborfi. Die Wahl dieses Gesangstückes muß in jeder Beziehung eine glückliche genannt werden, und die Ausführung rang mit den Leistungen der Conzertgeberin um die Palme des Abends. Hr. Boborfi, dessen eigentliches Element im Gesange der Ausdruck lebhafter Gemüthsbewegung zu sein scheint, trug mit seiner schönen, kräftigen Stimme die feurige Arie des alten Meisters, welche durch die rasch und fast ununterbrochen auf einander folgenden großen Intervalle, sowie durch die für jeden Bassisten doppelt schwierigen schnellen Skalenläufe auch dem geübten Sänger manche Klippe bot, mit vollendeter Sicherheit, Leichtigkeit und Reinheit vor.

Sämtliche Musiker, sowohl die Sänger der hiesigen Oper, als auch die übrigen Musikfreunde, wirkten aus besonderer Gefälligkeit für die Conzertgeberin mit, wofür Referent im Namen der Letzteren und in dem des Publikums sämtlichen erwähnten Herren freundlichen Dank sagt.

Montag den 10. Mai findet das zweite und letzte Conzert des Fräuleins Rosa Suck statt. Wir wünschen ihr einen ebenso befriedigenden Erfolg und zahlreichen Zuspruch, als das erste ihn hatte. Die Virtuostin begibt sich von hier nach Bukarest, wo wir sie unsern Freunden bestens empfehlen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.